

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 96 (1970)
Heft: 31

Rubrik: Spott-Revue

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

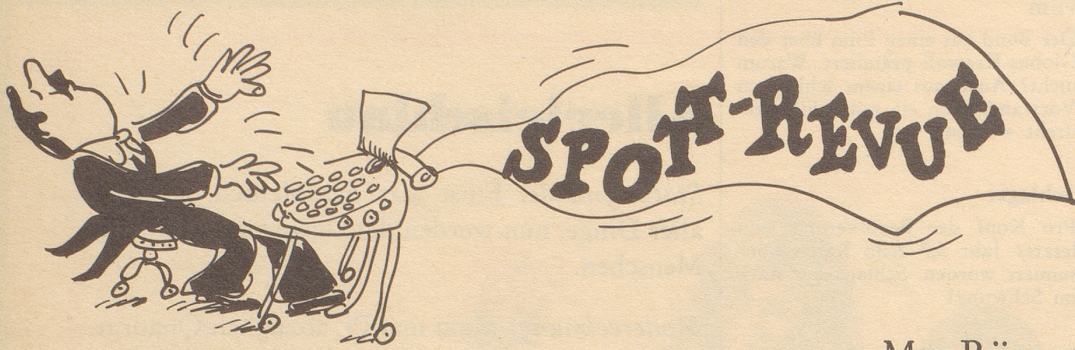
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von Max Rüeger

Ferien zu Hause

Der Nachbar mäht den Rasen. Besonders sorgfältig und besonders kurz. Im Keller leert sich der Haß mit Lagerbier, das ist ungewöhnlich, denn sonst achtet die Frau Nachbarin immer darauf, daß eine gefüllte Kiste griffbereit steht.

Morgens um vier Uhr schreckt man aus sanftem Schlummer, unterdrückte Stimmen und eilige Schritte vor dem Schlafzimmerfenster, die Gartentür quietscht, der Motor springt an, das Tor knallt unbeherrscht ins Schloß, der Wagen heult auf, Stille

dann, der Tag erwacht, während man nochmals einnickt.

Stunden später realisiert man's: die Nachbarn sind in die Ferien gefahren. Für drei Wochen, sagten sie, nach Süddeutschland, man hat auch gute Erholung gewünscht.

Viele Nachbarn von vielen Leuten fahren in die Ferien, und plötzlich gehört einem das Haus, das Dorf, die Stammbeiz, die halbe Stadt. Da muß man nicht mehr vorbestellen im Feinschmeckerlokal, die Tische warten förmlich auf den Besuch, die Besteckgarnitur liegt in devoter Lauerstellung.

Das kleine Bad, vor wenigen Wochen mit einem Dorffest (Blasmusik, Ansprachen, Quiz, Damenriegen-Ballett, Tanzkapelle 5 Mann) feierlich eingeweiht, hat den ersten Ansturm hinter sich, Umkleidekabinen sind noch frei, die dürftigen Schattenplätze unter frischgepflanzten Bäumen nicht schon um neun Uhr

erobert. Der Vorrat an Fruchtkuchen reicht für alle, nur die Mücken schwirren ungehalten über der Wiese, die Auswahl zum Stechen ist beschränkt, es ist nicht alles Blut, was glänzt. Die Uferpromenade am See erlaubt freundliches Bummeln, im angenehm gekühlten Kinosaal hat man die dritte Reihe Estrade für sich, das Telefon auf dem Schreibtisch klingelt paradiesisch selten, kaum Postwurfsendungen im Briefkasten, die abonnierten Zeitschriften sind auf lesbare Seitenzahlen geschrumpft.

In den Vorortszügen reichen die Sitzgelegenheiten für alle, im Fernsehen wiederholen sich Wiederholungen, man liest zum einundzwanzigsten Mal Tucholskys «Schloß Gripsholm», draußen im Garten sogar, die Meerschweinchen pfeifen erbost, wenn man sie hinter Drahtgitter sperrt, und an den Bäumen reifen die Kirschen.

Freunde schicken Ansichtskarten

aus Cattolica und vom Neusiedlersee, auf den Limmatschiffen schnattern Touristen, ein Sitz im Stadtrat wird vakant.

Im Zoologischen Garten sind europäische Fischotter eingetroffen, die Autoschlängen in der City werden kürzer, das Café an der Ecke macht bis inkl. Betriebsferien, die Servier-tochter ruht sich aus in Flims, das hat sie gesagt, und sie will sich bis zur Wiedereröffnung auch verloben.

Der Puls der Stadt schlägt um einige Takte langsamer, das Niederdorf darf bis zur Dämmerstunde dösen, in den Musikautomaten wird «Mademoiselle Ninette» nur noch sporadisch gedrückt, und die Servelats auf den Bratrostern der Würststände brutzeln sich dunkel.

Hilfe —
man sieht dich!

Schreckliche Kunde aus Pittsburgh, USA: Vor drei Wochen eröffnete Bürgermeister Peter F. Flaherty das erste Bild-Telefonnetz der Welt. Das Gerät ist knapp zehn Kilogramm schwer, besteht aus 1200 einzelnen Bauteilen, kostet rund 700 Franken und verschlingt ebensoviel an Monatsmiete. Inbegriffen im Mietpreis sind 30 Minuten Sprechzeit — jede Minute darüber wird mit einem Franken zwanzig berechnet.

Die freundlichen Tage ungezwungenen Parlierens an der Muschel sind also vorbei, jedes Klingeln greift brutal ein in die Intimsphäre geschützter Häuslichkeit.

Da ist beispielsweise das telefonische Wecken. Bisher griff man, eben aus kühnen Träumen gezerrt, tastend zum Apparat, gab seiner Stimme matinal-munteres Timbre, wenn das Fräulein den Ruf zum Verlassen der Kissen erschallen ließ, und die Sache war erledigt.

Nun aber kompliziert sich das Prozedere. Als wohlzogener Mann richtet man die Läut-Zwiebel auf dem Nachttisch fünfzehn Minuten vor, hüpf ins Badezimmer, ordnet man die nächtlich zerdrückten Haare zu wohlgeformten Wellen, seift man das Antlitz ein, um häßliche Bartspuren zu entfernen, wirft man sich in den Morgenmantel, sitzt man auf die Bettkante und harret so des bestellten Anrufs.

Im Geschäft ist man der entlarvenden Klein-Kamera ebenfalls ausgeliefert. Unerwünschte Partner lassen sich nicht mehr abwimmeln durch stöhnend vorgetragene Hinweise auf eben begonnene Sitzungen — die offen daliegende Zeitung



Fahrt ins Blaue ...

spricht Bände, der von der Sekretärin gebraute Kaffee ist schlagendes Indiz.

Illusionen werden zerstört. Der junge Mann, der seiner Freundin ein frühes Grüßchen schicken will, er sieht die Angebetete ohne Make-up und Perücke, und wo ehemals geflüsterte Liebenswürdigkeit optisch Unvollkommenes zu überbrücken vermochte, zeigt das Telefon-Bild nackte, ungeschminkte Wirklichkeit.

Die Akustik, zarte und schamhafte Verbindung von Mensch zu Mensch, hat ausgedient. Diabolische Kameras entlarven vorgetäuschte Sympathie als tiefsitzende Aversion, freudige Aufschreie «ach-wie-nett-daß-Du-wieder-einmal-anrufst» – man konnte sie sich unbeobachtet abringen – verlieren jede Wirkung, es sei denn, man schule sich mimisch, um allen Situationen gewachsen zu sein.

Oder der tadelnde Chef. Man bot ihm, durch den Hörer, vielleicht pari, man fand Argumente zur Verteidigung. Jetzt aber blitzt die randlose Brille über der Wählscheibe, ist das erboste Klopfen mit dem Bleistift auch visuell deutlich zu erkennen, wird die Hilflosigkeit total. Nervöses Zupfen am Kravattenknopf wird übertragen auf den Mahagonischreibtisch, Flakern in den Augen folgerichtig registriert als Eingeständnis subalterner Schwäche, da verpufft Festigkeit in der Stimme, und impulsives Tremolo am Satzende wird zu komödiantischer Schmiere. Telefonzellen, bis heute schwer auszumachende Ausgangspunkte delikater Gespräche, werden sekundenschnell geortet. Charmante Schwindeleien, von allen Abonnenten der Welt vorgetragen und toleriert, erhalten das Gewicht finsterner Lügen.

Big Brother ist, vierzehn Jahre zu früh, aus Orwells Buchseiten entsprungen und reißt den Schutzwall von Anschluß zu Anschluß nieder. Nur einen Ausweg gibt es, der völligen Entblößung zu entgehen: man schreibt wieder Briefe.

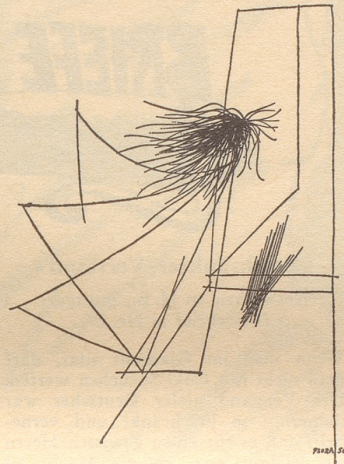
Feine Gespenster

Wir Schweizer sind im Umgang mit Gespenstern recht unerfahren. Zwar werden uns diesbezügliche Geschöpfe hie und da an die Wand gemalt – aber solches geschieht meist am helllichten Tag, indem Steuererhöhungen angekündigt, Umleitungen aufgebaut, Flugzeugbeschaffungen diskutiert werden.

Stillechte Gespenster jedoch, die zu mitternächtlicher Stunde in verfallenen Schlössern herumtollen, mit

Eisenketten klirren und senile Lordschaften behelligen, solche Gespenster gibt es nur in England. In weißen Gewändern, wissen wir, schweben sie zehn Zentimeter über Steinfliesen, mit dem kleinen Finger tippen sie zentnerschwere Eichentüren an, die sich sogleich, bereitwillig knarrend, öffnen, und besonders neckische Exemplare pflegen schlafendem Adel Kopfkissen unter den grauen Häuptern hervorzuziehen oder hinterhältig durch Gewölbe zu grinsen.

Geschichten über Gespenster sind denn auch britisches Privileg. Dennoch dürfen wir an schaurigen Grusel-Eskapaden teilnehmen, wenn



wir uns entschließen sollten, einer weiteren Anthologie im *Diogenes-Verlag Zürich* Gunst zu gewähren. Als Sonderband herausgekommen sind in neuer Auflage «*Die besten englischen Gespenstergeschichten*». Mary Hottinger hat sie zusammengestellt – ihr ist in erster Linie das wahrhaft köstliche Vergnügen zu danken, das sich bei der Lektüre schon nach wenigen Seiten und bis zum Ende des Buches einstellt.

Die Auswahl erfolgte nicht willkürlich, denn Mary Hottinger legt eine Sammlung echter Gespenstergeschichten vor, in welchen wir, mit wenigen Ausnahmen, tatsächlichen Erscheinungen begegnen.

Mary Hottinger im Vorwort:

«Dies unterscheidet sie von der Gattung, mit der sie oft verbunden wird – der Erzählung des Grauens. Zwischen diesen beiden besteht ein großer Unterschied, und es wäre ein Fehler, sie miteinander zu wechseln. Die Erzählung des Grauens legt es darauf an, im Leser ein Gefühl zu wecken, das man vielleicht als «Lehnselflucht» bezeichnen könnte; denn Furcht, vorausgesetzt daß man sie in einer unannehmbar sicheren Stellung empfindet, kann eines der angenehmsten Gefühle sein. Die Gespenstergeschichte dagegen muß nicht notwendigerweise darauf abzielen, Furcht zu erregen ... der eigentliche Gegenstand der modernen Gespenstergeschichte ist der Einbruch jener völlig fremdartigen, anderen Welt, in die Nüchternheit unseres

Alltagslebens; genau genommen ist ihr Herrschaftsbereich jenes Grenzgebiet, in dem diese beiden Welten ineinander übergehen. Ihr Ziel ist nicht so sehr, den Leser in Schrecken zu versetzen, als ihn staunen und wundern zu lassen, ihn zum besten zu halten und ratlos zu machen.»

Ratlosigkeit, Staunen, Narretei – man wird diesen Gefühlen tatsächlich ausgeliefert, auf überraschenden Schleichwegen oft, in geheimnisvollem Dunkel, und künstliche Distanz, die man manchmal gerne wahren möchte, bleibt erfolglos,

weil man plötzlich unerwartet gepackt wird.

Unwahrscheinliches gibt sich plausibel, Nebensächliches stilisiert man fälschlicherweise hoch zu Zentrallem, scheinbar Beiläufiges erweist sich schließlich als Angelpunkt.

Diese Gespenstergeschichten bereiten gescheites Vergnügen – in mondellen Nächten ebenso wie an gewitterschwülen Tagen. Paul Flora hat illustriert, spaßig, mit spürbarer Freude.

Suchen Sie Sommerlektüre?

Also!

Sommergrippe

Zwar: de Himmel chönnt nüd blauer
und d Natur nöd grüener sii.
Macht au gschwind en Gwitterschauer
d Uussicht für es Schtündli grauer,
lueget d Wält doch sunnig drii.

Aber ebe – Du häsch Fieber,
schtatt em Chopf es Bienehuus.
Magsch nöd rede. Schwigsch vill lieber.
Sogar s Farbfernseh gseht trüeber
als de Rhii bi Koblänz uus.

Uf de Zunge liit en Filter
wie-n-es Gmisch vo Mähl und Sand.
Münzete – (im Volksmund gilt er
als de bescht) – Dir aber schtillt er
nüd emal im Traum de Brand.

Gmür und Kästner leisch uf d Siite.
Au «Jasmin», de «Quick», de «Stern»,
trotz de Oben-ohne-Griite ...
Magsch kei Beatles ghöre beate,
losisch höchstens Studio Bern.

Chuum daß zäh Minute sitzisch
i diim Chüssi-Fauteuil drin,
merksch, wie ganzi Aare schwitzisch,
oder – au wänn duß e Hitz isch –
früürsch wie Neger z La Brévine.

Churz: für d Familie diheim
bisch trotz de schönschte summertime
als Summergripler uf em Rugge
vill leschtiger als tuusig Mugge.